



Während vier Monaten lebten die Cineasten Reni Mertens und Walter Marti bei den Lobi in Sanwara, einem Dorf im Süden von Burkina Faso, und widmeten sich den Dreharbeiten zu «Gib mir ein Wort». Im Zentrum dieses Films steht ein Intellektueller aus der Hauptstadt Ouagadougou, der nach Sanwara kommt und ein Buch schreiben will. Statt dessen bitten ihn die Lobi, ihnen Lesen und Schreiben beizubringen. Der Film dokumentiert, wie dieses Unterfangen schliesslich zum abenteuerlichen Lernprozess für alle Beteiligten wird.

«Nicht besserwissen, sondern wissen wollen.»

Die Filmautorin Reni Mertens im Gespräch mit Ines Anselmi

IA: *Wie haben die Lobi von Sanwara auf Ihre Anwesenheit im Dorf reagiert?*

RM: Sie haben uns mit äusserster Freundlichkeit und grösstem Vertrauen empfangen. Das ist nicht selbstverständlich, denn die Lobi gelten als wilde Kerle, die sich sowohl den Königskriegen im Land als auch dem Sklavenhandel und der Kolonisation immer entziehen und dadurch ihre Eigenart bewahren konnten.

Sie ertragen keine Einmischung in ihre Angelegenheiten. Es ist eine unwahrscheinlich demokratische Gesellschaft. Sie haben keinen Chef. Das war genau, was uns interessierte. Wir wollten die ursprüngliche Dorfgemeinschaft darstellen, wie sie



vor der Industrialisation auch in der Schweiz noch existierte.

Wir fragten die Lobí, ob sie bereit seien zu zeigen, wie sie leben. Und zwar nicht nur uns in Europa, auch dem städtischen Publikum in Afrika.

Sie erklärten sich einverstanden, den Film mit uns zu machen. *Sie* haben uns geführt und uns gesagt, was wichtig ist und was wir zeigen sollen. Es war ein grossartiges Erlebnis.

Was hat Sie am meisten beeindruckt in den vier Monaten, die Sie bei den Lobi verbrachten?

Die selbstbewussten Frauen. Es existiert eine Mischung von Matriachat und Patriachat in der Lobi-Gesellschaft, die ungemein komplizierte und raffinierte Strukturen aufweist. Die Kinder zum Beispiel gehören der Familie der Mutter und tragen ihren Namen. Die Frauen sind für die Nachfolge verantwortlich. Sie sind stolz darauf und wissen um ihren Wert. Sie arbeiten enorm viel. Sie sind zuständig für die Fami-

lie, für die Ernte, für alle möglichen Dinge. Sie besorgen das Wasserholen, das Goldsuchen, die Feldarbeit. Doch arbeiten sie nicht sklavisch, sondern bestimmen selbst, wann sie was machen.

Die Schönheit dieser Frauen, ihre gestische Eleganz auch im Verrichten der schwersten Arbeit, die Zweckmässigkeit jeder Bewegung, die Fröhlichkeit und Offenheit, die sie ausstrahlen, all dies ist in unserer «gehässigen» Gesellschaft so rar, dass es mich zutiefst berührt hat.

Wie denken die Lobi über den Einfluss der Moderne auf ihr Leben?

Sie sind informiert darüber, was in der Welt läuft. Sie wissen, dass sie dem sogenannten Fortschritt nicht einfach ausweichen können. Die alte

Frau im Film sagt: «Wir brauchen das Schreiben, um uns mit denen verständigen zu können, die nicht im Dorf sind.» Das Schreiben in der eigenen Sprache sei wichtig, «weil die Wörter in einer anderen Sprache nicht den gleichen Sinn haben». Das Französische sei nützlich, um sich mit Fremden zu verständigen.

Die Lobi sind sich bewusst, dass ihre Überlieferungskultur bedroht ist. Viele Junge wandern aus und kommen nicht mehr zurück. Oder sie kommen ohne einen Rappen und manchmal sogar ohne Schuhe nach Hause. Die Lobi wissen, dass die Kinder lesen und schreiben lernen müssen. Doch die Schulen sind zu weit weg. Sie suchen nach Alternativen, wollen sich nicht eine Form des



Fortschritts aufzwingen lassen, die ihnen nicht entspricht. Dieser Fortschritt – wenn man das so nennen kann, weil er ihr Überleben ja in Frage stellt – rückt immer näher. Weniger als dreissig Kilometer entfernt liegt eine Stadt mit Spital, Radiostation und allen modernen Dingen, die es auf dem Markt gibt.

Machen Sie beim Vorführen Ihres Films die Erfahrung, dass die Welt der Lobi vom – zivilisationsmüden – Publikum hier idealisiert wird?

Ja, aus dem Publikum kommen immer wieder Heilewelt-Vorstellungen. Es besteht offenbar ein Hunger danach. Immer mehr Leute fragen sich heute, wo wir eigentlich hinsteuern. Die filmische Konfrontation mit dieser anderen Welt löst natürlich



Denkvorgänge aus. Wir sagen es in jeder Diskussion, und der Film zeigt es auf anschauliche Art, dass Sanwara keine heile Welt ist. Im Gegenteil, die Lobi-Kultur ist total bedroht, und die Lobi wissen darum.

Zweifellos existiert bei uns eine Sehnsucht nach heiler Welt. Doch der Film gibt nicht vor, dass wir dorthin zurückgehen können. Nicht



einmal, dass wir das erhalten können. Er lässt erleben, was die Unterschiede sind, er erklärt es nicht.

Die Vorstellungen der Leute über das Leben in Afrika sind durch diesen Film wahrscheinlich völlig...

... zusammengebrochen! Unsere landläufigen Vorstellungen über Afrika sind ungemein schematisch, armselig und erlebnislos. Der Film hat nichts zu tun mit diesen Elendsbildern von den armen verhungerten Schwarzen, wie sie uns die Medien täglich vorsetzen. Das war für mich eine fundamentale Erkenntnis: Das sind ja stolze, selbstbewusste Menschen mit einer Kraft, die noch nicht vergeben ist. Man hat das Gefühl, so könnte das Leben noch tausend Jahre weitergehen. Und hier wage ich mir nicht vorzustellen, was man unseren Kindern in zwanzig Jahren einmal sagen wird.

War die Begegnung mit den Lobi also auch für Sie persönlich eine entscheidende Erfahrung?

Von den Lobi zu lernen, zu erfahren, mit welcher Generosität sie uns ihren inneren Reichtum offenbaren, das war für uns ein Erlebnis von unglaublicher Tiefe. Als wir zurückkamen, waren wir unfähig, dieses Erlebnis unmittelbar mitzuteilen. Man nimmt immer die falschen Wörter in den Mund. Die Wörter haben in einer anderen Sprache nicht den gleichen Sinn und in einer anderen Welt erst recht nicht.

Wir haben uns den Lobi mit einer dokumentarischen Haltung angenähert, die wir auch in unseren anderen Filmen einnehmen: die Haltung derjenigen, die es nicht besser wissen, sondern wissen wollen. Ich glaube, es ist sehr wichtig, dass man diese Neugier, dieses kindliche Staunen mit dem Alter nicht verliert. Darin liegt das Mysterium unseres Schaffens und die Qualität einer dokumentarischen Arbeit, die poetisch ist.

Farbfotos: Katrin Simonett
Schwarzweissfotos: Werner Gadliger

Reni Mertens

Geboren 1918 in Zürich als Kind italienischer Emigranten. Romanistikstudium in Genf und Zürich. 1949 Dissertation, dann Tätigkeit als Lehrerin, Übersetzerin und Gestalterin von Radiosendungen.

1953 gründen Reni Mertens und Walter Marti zusammen die Teleproduction Zürich und bilden fortan ein schöpferisches Gespann, das dem schweizerischen Dokumentarfilmschaffen bis heute wichtige Impulse verleiht.

Von «Ursula oder das unwerte Leben» (1966) über «Die Schule des Flamenco» (1985) bis «Gib mir ein Wort» (1988) zieht sich wie ein roter Faden ihr Engagement für Menschen abseits der modernen Leistungsgesell-

schaft, für Aussenseiter, Künstler, Fremde, die sie uns mit gleichsam staunender Kamera behutsam näherbringen.

Gib mir ein Wort (Pour écrire un mot), Schweiz 1988.

Drehbuch und Regie: Reni Mertens und Walter Marti.

Regieassistent und Ton: Pierre Rouamba.

Kamera (Farbe): Rob Gnant.
Kameraassistent: Katrin Simonett.

Musik: Pierre Favre, Schlagzeug.
Schnitt: Edwige Ochsenbein.

Sprecher: Amadou Soumana.
Mitwirkende: Emmanuel Sama, Ollo Palé und die Lobi von Sanwara in Burkina Faso, Westafrika.

Dauer: 112 Minuten (16 mm).
Verleih: Teleproduction Zürich.

